Anne Wessner

# Von Ost nach West

## Innerdeutsche Migration junger Menschen

Tectum

Anne Wessner

Von „Ost“ nach „West“. Innerdeutsche Migration junger Menschen
Umschlagabbildung: © belterz | iStockphoto.de
Umschlaggestaltung: Heike Amthor | Tectum Verlag
© Tectum Verlag Marburg, 2010

ISBN 978-3-8288-5289-1

(Dieser Titel ist als gedrucktes Buch unter der
ISBN 978-3-8288-2348-8 im Tectum Verlag erschienen.)

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

**Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

**1 Einleitung ..... 7**

**2 Ostdeutsche im Blickfeld der Forschung ..... 13**

2.1 Die Entwicklung nach der Wende ..... 13

2.2 Die Diskussion um die Unterschiede ..... 19

2.3 Die Diskussion um die ‚Innere Einheit' ..... 27

2.4 Ostalgie als Strategie der Abgrenzung ..... 33

2.5 Die Ostdeutschen als Gruppe ..... 38

2.6 Wohnortwechsel zwischen Ost- und Westdeutschland ..... 47

**3 Methodische Überlegungen ..... 51**

3.1 Die Untersuchungsgruppe ..... 51

3.2 Die Arbeit mit Interviews ..... 53

3.3 Die Interviewpartner ..... 58

**4 Zum Studium und zur Ausbildung , in den Westen' ..... 61**

4.1 „Es ist Thema geworden, als ich dann hergekommen bin" – Die Konfrontation mit der ‚anderen' Herkunft ..... 61

4.2 „Ossis sind naiv" – Vorurteile, Witze und Sprüche ..... 65

4.3 „Ich glaub schon, dass ein paar Sachen hier anders sind" – Beobachtungen in der neuen Umgebung ..... 73

4.4 „Ich bin ja irgendwie anders aufgewachsen" – Die (un)gleiche Vergangenheit ..... 81

4.5 „Das war für mich so ein komplett befremdliches Bild" – Fremdheitserfahrungen ..... 88

4.6 „Wenn ich dann wiederkomm, das ist schon anders" – Die Beziehung zur Herkunftsregion ..... 91

**5 Das Nachwirken der innerdeutschen Grenze ..... 101**

5.1 Die Wahrnehmung von Unterschieden ..... 101

5.2 Die Bedeutung der ostdeutschen Herkunft ..... 107

5.3 Fazit: Die Präsenz der innerdeutschen Grenze ..... 112

**6 Schlussbetrachtung ..... 117**

**Literatur ..... 125**

# 1 Einleitung

Warum schreibt jemand mehr als 15 Jahre nach der deutschen Vereinigung noch eine Arbeit, die den Wechsel zwischen Ost- und Westdeutschland zum Thema hat, und das auch noch mit Blick auf eine Altersgruppe, die den überwiegenden Teil ihres Lebens im vereinten Deutschland verbracht hat? Muss man nicht erwarten, dass die Einteilung in ‚Ost' und ‚West' für diese längst überkommen ist? Oberflächlich betrachtet mag dieser Gedanke nahe liegen, tatsächlich ist die Unterscheidung zwischen ost- und westdeutsch jedoch auch heute noch ein Thema, das die deutsche Gesellschaft beschäftigt und für viele Menschen – auch für jüngere – von Bedeutung ist. Vorurteile und Stereotypen sind nach wie vor vielerorts vorhanden, ein Abgrenzungsverhalten gegenüber der ‚anderen Seite' keine Seltenheit, und von einem gleichmäßigen Austausch zwischen Ost- und Westdeutschen kann nicht die Rede sein: Zwar haben laut einer Emnid-Umfrage inzwischen 81 Prozent aller Ostdeutschen die alten Bundesländer besichtigt, aber kaum mehr als die Hälfte der Westdeutschen hat auch den neuen Bundesländer einen Besuch abgestattet (Berliner Zeitung, 28.12.06).

Dass die Grenzziehung zwischen Ost und West noch immer präsent ist, zeigt bereits ein Blick in die Medien, sie lässt sich aber auch im Alltag, zum Beispiel bei einem Spaziergang durch Ostberlin beobachten. Um die Jahreswende 2006/2007 konnte man beim Blick in das Schaufenster eines kleinen Ladens für Bekleidung und Schneiderei im Stadtbezirk Pankow einen Pullover mit der Aufschrift „böhse ossis" und einen Aufnäher mit dem Schriftzug „Ostler" entdecken. Die Aussage ist recht deutlich: Wir sind Ostdeutsche, und darauf sind wir auch stolz. Auch ein im selben Zeitraum aufgenommenes Foto illustriert ein abgrenzendes Verhalten. Es zeigt ein Plakat, das vor Weihnachten im Bezirk Prenzlauer Berg auftauchte und die Gemüter erregte. Auf ihm ist ein Ortsausgangsschild mit der Aufschrift „Ostberlin" und Kilometerangaben in drei westdeutsche Städte zu sehen – eine Anspielung auf die vielen aus Westdeutschland zugezogenen Anwohner, die Weihnachten in ihre Herkunftsorte reisen. Der darunter stehende Satz „Ostberlin wünscht dir eine gute Heimfahrt!" wurde als eine Botschaft interpretiert, die den westdeutschen Zugezogenen signalisieren sollte, dass sie hier nicht erwünscht seien. Sie stieß bei so manchem Alteingesessenen auf Zustimmung (vgl. Schlandt 2006; Hollersen 2007). Noch deutlicher wurde das im nächsten Jahr folgende ‚Weihnachtsplakat', das mit „Tage der Befreiung" unterschrieben war.

Plakat in Berlin-Prenzlauer Berg. Eigene Aufnahme.

Dass die Ost-West-Thematik nach wie vor von gesellschaftlichem Interesse ist, zeigt auch die Vielzahl an wissenschaftlichen Schriften hierzu, die in den letzten Jahren publiziert wurde. Diese befassen sich immer wieder mit der Situation in den neuen Bundesländern, der Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen und den Unterschieden, die sich beim Vergleich beider Gruppen feststellen lassen. Warum also, mag man sich fragen, ist dann noch eine Studie nötig? Kann man nicht annehmen, dass das Thema längst zur Genüge bearbeitet worden ist? Tatsächlich ist bereits eine Vielzahl an Facetten des deutsch-deutschen Verhältnisses beschrieben worden. Interessanterweise sind jedoch zwei Forschungsbereiche nur sehr unzureichend abgedeckt: Untersuchungen zur Situation in den jüngeren Generationen lassen sich kaum finden, und auch Studien zu den Erfahrungen innerdeutscher Migranten[1], die die ehemalige Grenze überschritten haben, sind rar. Hier wird man allenfalls in den Wirtschaftswissenschaften oder in der allgemeinen Presse fündig. Zudem stammen die meisten Forschungen zu den in-

1 Natürlich meine ich hiermit auch die Migrantinnen. Zu Gunsten der besseren Lesbarkeit habe ich mich entschlossen, in diesem Buch auf eine Nennung beider Formen bzw. die Verwendung der Endsilbe ‚–Innen' zu verzichten.

nerdeutschen Entwicklungen aus den Fachbereichen Politologie und Soziologie. Beiträge, die von Kulturanthropologen verfasst wurden, sind nicht allzu verbreitet. Eine kulturanthropologische Studie zu den Erfahrungen junger Ostdeutscher mit ihrem Gang ‚in den Westen' besetzt also eine Lücke, der bisher kaum Beachtung geschenkt wurde. Eine vergleichbare Arbeit findet sich nur aus dem Jahre 1991 (bzw. 1993) von Gudrun Schwibbe, die im Sommersemester 1990 in Göttingen Studierende aus der DDR befragte und die Transkripte der Interviews in Auszügen veröffentlichte.

Während der Großteil der soziologisch oder politologisch ausgerichteten Publikationen vor allem nach den Werten, Mentalitäten, Vorurteilen und Ansichten der Bevölkerung in Ost- und Westdeutschland fragt und diskutiert, wie der Stand der ‚Inneren Einheit' oder die so genannte Ostalgie zu bewerten seien, soll es in der vorliegenden Arbeit nicht um solche vermeintlich klaren Fakten gehen. Stattdessen stehen hier die Wahrnehmungen, also das persönliche Erleben und Empfinden elf junger Menschen im Vordergrund, die die ehemalige Grenze in westliche Richtung überschritten haben. Dabei erhebe ich keinen Anspruch darauf, objektive Daten zu erzeugen und allgemein gültige Aussagen zu treffen. Dass eine wirkliche Objektivität in der kulturwissenschaftlichen Interviewforschung nicht zu leisten ist, ist eine viel beschriebene Tatsache, die hier nicht weiter diskutiert werden soll. Auch, dass die Größe meiner Untersuchungsgruppe kaum eine Grundlage für die Erzeugung statistisch fundierter, auf eine breitere Allgemeinheit zutreffender Erkenntnisse bietet, versteht sich von selbst. Worum es mir geht, ist, einen konkreten Einblick in die Erfahrungswelt einer spezifischen Gruppe von Ost-West-Migranten zu erhalten. Ich möchte dadurch Ausschnitte aus der Lebenswirklichkeit eines kleinen, klar umgrenzten Teils der Bevölkerung beleuchten, die die heutige Ausprägung der Ost-West-Beziehungen ein Stück weit illustrieren können.

Der Grund für die konkrete Ausrichtung meiner Forschung ist allerdings nicht allein im Vorhandensein fachlicher ‚Leerstellen' zu suchen, er liegt vielmehr in meiner eigenen Biografie begründet. Ich selbst komme ursprünglich aus dem Ostteil Berlins und bin erst zu Beginn meines Studiums nach Göttingen gezogen. Bereits zur Zeit meines Abiturs, als ich noch in Berlin wohnte, hatte ich im Rahmen von Feriencamps und überregionaler Vereinsarbeit vielfältige Kontakte mit Personen aus dem westlichen Teil Deutschlands. Damals lehnte ich die Unterscheidung in ‚Ossis' und ‚Wessis' entschieden ab und negierte die Existenz realer Unterschiede, da mich mit den Westdeutschen, die ich auf diese Weise kennenlernte, so viel mehr verband als mit vielen Ostdeutschen, die mir alltäglich begegneten. In meiner Generation, so

war ich überzeugt, existierte die Ost-West-Unterscheidung nicht mehr. Sie war für mich schlicht eine überkommene Denkweise älterer Leute.

In Göttingen wurde diese Ansicht durch mehrere Erlebnisse in Frage gestellt. Beim Kennenlernen der neuen Kommilitonen ergaben sich beispielsweise nicht selten Feststellungen wie: „Aha, Du kommst also *auch* aus Ostdeutschland!“ Auch eine aus Sachsen-Anhalt stammende Mitbewohnerin von mir zeigte sich nicht unerfreut, jetzt eine Ostdeutsche in ihrem Umkreis zu haben, mit der sie über Erfahrungen von früher ganz anders reden konnte als mit ihren westdeutschen Freunden. Einmal saßen wir zu viert – zwei Ost- und zwei Westdeutsche – bei einem Gespräch, als plötzlich auf ‚westdeutscher Seite' der Vergleich von Pionierorganisation und Hitlerjugend aufgebracht wurde. Das Resultat war eine emotionale Diskussion über die Möglichkeit einer solchen Gleichsetzung, die von uns zwei Ostdeutschen rigoros zurückgewiesen wurde.

Aufgrund solcher Erfahrungen wuchs in mir allmählich der Eindruck, dass die Unterteilung in ‚Ost' und ‚West' auch unter jüngeren Menschen noch nicht völlig verschwunden ist und die Frage der Herkunft vielleicht doch eine größere Rolle spielt, als ich es gedacht hatte. Ich selbst hatte keine Probleme, mich in Göttingen einzuleben und zählte viele Westdeutsche zu meinem Freundes- und Bekanntenkreis. Außer bei gelegentlichen Witzeleien in der Wohngemeinschaft, die keiner böse meinte, und gelegentlichen Gesprächen über unterschiedliche oder gleiche Kindheitserfahrungen spielte die Einteilung in Ost- und Westdeutsche in meinem persönlichen Leben nach wie vor keine große Rolle. Von Freunden und Kommilitonen erfuhr ich jedoch, dass sie in ihrem Umfeld mitunter merkwürdige Reaktionen gegenüber Ostdeutschen beobachtet hatten oder auf Vorurteile gestoßen waren. Ich begann schließlich, mich dafür zu interessieren, welche Bedeutung der Unterscheidung in „Ost“ und „West“ von jüngeren Leuten zugeschrieben wird, wie präsent Abgrenzungserscheinungen unter ihnen sind und welche Erfahrungen sich beim Zusammentreffen von Angehörigen beider Seiten ergeben können.

Die wesentliche Frage, die den Hintergrund dieser Arbeit bildet, ist also die nach der heutigen Präsenz der Ost-West-Unterscheidung in der deutschen Gesellschaft, insbesondere unter Menschen, die die DDR allenfalls noch aus der Sicht eines Kindes erlebt haben. Interessant finde ich die Konzentration auf eine der jungen Generationen vor allem deshalb, weil deren Mitglieder kaum in der Lage sind, sich auf ihr Leben in der DDR zu beziehen und sich als ehemalige DDR-Bürger mit dem Verweis auf damalige Lebensweisen von den früheren Bundes-

deutschen abzugrenzen. Der daran anschließenden Frage, wie fremd sich Ost- und Westdeutsche wirklich sind, lässt sich besonders gut nachgehen, wenn man Felder wie die der innerdeutschen Migration untersucht, in denen sich beide Seiten tatsächlich begegnen. Der Forschungsschwerpunkt meiner Untersuchung liegt daher auf den Erfahrungen von Ost-West-Migranten jüngeren Alters, die die Mehrheit der innerdeutschen Umsiedler darstellen. Trafen sie auf Ungewohntes und wurden sie mit Vorurteilen und ausgrenzenden Reaktionen konfrontiert, oder lief die Integration in das neue Umfeld problemlos? Spielt ihre ostdeutsche Herkunft für ihre Umgebung eine Rolle, oder wird sie kaum bemerkt? Fühlen sie sich in irgendeiner Form anders, oder sehen sie keine Unterschiede zwischen sich und ihren neuen Bekannten?

Damit handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine eindeutig kulturwissenschaftliche Studie, die sich von der politologisch oder soziologisch ausgerichteten Literatur durch einen der Kulturanthropologie eigenen Blickwinkel unterscheidet. Dieser fokussiert auf die alltäglichen Erfahrungen der konkreten Akteure, auf ihr Erleben und Empfinden der untersuchten Situation. Kaschuba beschreibt ihn unter anderem als die Frage „nach den [...] religiösen oder ethnischen Begründungen [sozialer] Ordnungsvorstellungen; nach ihrer alltäglichen Wirkung und Erfahrung in Lebensläufen und Lebenswelten; nach den Bildern, die sich Menschen von dieser Gesellschaft, von deren Teilen, von sich selbst, aber auch von anderen Gesellschaften machen, wie also kulturelle ‚Identitäten' wahrgenommen und ausgehandelt werden" (1999: 97-98). Berührt werden im Folgenden vor allem drei Themenbereiche der Kulturanthropologie, namentlich die der kollektiven Identität, der Fremdheit und der Migration. Alle drei Bereiche sind eigene Forschungsfelder, die jedoch thematisch in enger Beziehung zueinander stehen. Der Fokus liegt hier auf dem ersten der genannten Bereiche, also auf der Herausbildung und Ausformung kollektiver Identitäten, auf der Grenzziehung zwischen Gruppen und der Bedeutung, die dieser Grenzziehung von ihnen beigemessen wird. Es handelt sich um das, was in der Ethnologie gerne als Ethnizität bezeichnet wird, von der Verwendung des Ethnosbegriffs möchte ich jedoch absehen, wie ich an späterer Stelle noch erklären werde.

Zunächst werde ich im kommenden Kapitel den allgemeinen Stand der Forschung zu den Entwicklungen in Ostdeutschland und der Existenz innerdeutscher Differenzen darstellen und die Diskussionen, die diesbezüglich geführt werden, kurz erläutern. Dabei werde ich auch auf die Frage nach einer ostdeutschen Identität sowie kurz auf die deutsche Binnenmigration und die Problematik der Fremdheit eingehen. Darauf folgt im dritten Kapitel nach einer Beschreibung der Un-

tersuchungsgruppe eine kurze Diskussion der von mir angewandten Methoden, ehe ich im folgenden Abschnitt die inhaltlichen Ergebnisse meiner Interviews darstellen werde. Nach der Zusammenfassung und Analyse derselben im fünften Kapitel werde ich schließlich im sechsten und letzten Teil dieser Arbeit zu meiner ursprünglichen Fragestellung zurückkehren und abschließende Überlegungen zur innerdeutschen Grenzziehung anstellen.

Zum Schluss noch eine kurze Anmerkung zur Begriffsverwendung: Natürlich bin ich mir der Tatsache bewusst, dass ‚ost-' und ‚westdeutsch' Kategorien sind, die ein bestimmtes Gruppendenken zum Ausdruck bringen. Es mag kritisiert werden, dass die Verwendung dieser Begrifflichkeiten – gerade in der wissenschaftlichen Literatur – diese Kategorien stärkt und die innerdeutschen Abgrenzungsprozesse somit unterstützt, möchte man sich jedoch mit der Grenzziehung zwischen zwei Gruppierungen beschäftigen, ist deren Bezeichnung als solche unumgänglich. Fraglich bleibt auch dann allerdings, wer genau unter welcher Bezeichnung subsumiert werden kann, und wer nicht. Ich selbst beziehe mich, wenn ich von Ostdeutschen und von Westdeutschen rede, auf jene, die auf dem Gebiet der ehemaligen DDR bzw. der früheren BRD aufgewachsen sind und den überwiegenden Teil ihres Lebens dort verbracht haben. Ich gebrauche diese Begriffe in neutraler Weise und möchte damit weder die Zuschreibung bestimmter Eigenschaften noch bestimmter Sichtweisen und Werthaltungen verbunden sehen.

# 2 Ostdeutsche im Blickfeld der Forschung

## 2.1 Die Entwicklung nach der Wende

Durch die Vereinigung mit der Bundesrepublik änderte sich das Leben in Ostdeutschland drastisch. Es kam zu einem gesamtgesellschaftlichen Umbruch, der alle Bereiche des öffentlichen Lebens betraf und weit in die private Lebensführung hineinreichte. Da die Vereinigung nach Artikel 32 des Grundgesetzes als Beitritt der DDR zur BRD erfolgte, wurden das Verfassungs- und Rechtssystem sowie die offiziellen Symbole der Bundesrepublik übernommen (Kocka 1994: 177f.). Der gesamte institutionelle Rahmen des gesellschaftlichen Lebens wurde erneuert, und neue Regelungen und Standards ersetzten das alte System der umfassenden staatlichen Sozialleistungen, das nicht weiter aufrechterhalten wurde (Staab 1998: 2). Zahlreiche soziale Dienste und kommunale Einrichtungen verschwanden (De Soto 2000: 106).

Die Währungsunion im Juli 1990 zog drastische Folgen nach sich. Während die Lebenshaltungskosten deutlich anstiegen, brach die ostdeutsche Wirtschaft weitgehend zusammen, und ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung verlor seinen Arbeitsplatz (Ten Dyke 2000: 150).[2] Für diejenigen, die nicht in die Arbeitslosigkeit rutschten, änderten sich die Arbeitsbedingungen und -anforderungen spürbar. Die Einführung der Marktwirtschaft verlangte den ostdeutschen Arbeitnehmern eine radikale Umorientierung ab, denn neue Fähigkeiten und ungewohnte Arbeitsprinzipien wurden gefordert (Staab 1998: 37). Hatte man in der DDR zumeist ein Leben lang im gleichen Betrieb gearbeitet, kam es nun verstärkt zu Unterbrechungen des Arbeitslebens und Wechseln der Anstellung (Müller 1995: 217).

Im Zuge der gesellschaftlichen Umstellung erfolgten auch eine Absetzung der bisherigen Eliten und eine Neuordnung des Bildungssystems. Im Rahmen der Umorganisation des öffentlichen Dienstes wurden die ehemaligen Funktionseliten entlassen und der Großteil der leitenden Positionen in den Behörden, Hochschulen und der Wirtschaft mit westdeutschem Personal besetzt (Misselwitz 1996: 60ff.). Die Mehrheit der wissenschaftlich tätigen ostdeutschen Akademiker wurde entlassen (Reinke de Buitrago 2003: 121f.). Die Akademie der Wissen-

---

2 Nach Angaben von Misselwitz gingen 75 Prozent der industriellen Arbeitsplätze verloren (1996: 69).

schaften wurde aufgelöst, und die Schulen übernahmen rasch westdeutsche Lehrpläne und Unterrichtsinhalte (Ten Dyke 2000: 150).

Im Wirtschaftsbereich war die Besetzung der Leitungsfunktionen mit sogenannten „Westimporten" auch ein Resultat der Privatisierungspolitik, die die Auflösung des Volkseigentums der ehemaligen DDR anstrebte. Mit Hilfe der eigens dafür eingerichteten Treuhandgesellschaft wurden die 89 Prozent des Volkseigentums verkauft, für die keine privaten Rechtsansprüche bestanden. Der Großteil der ostdeutschen Industriebetriebe gelangte dabei in westdeutsche Hände (Misselwitz 1996: 66ff.).[3] Ergänzt wurde dieses Verfahren durch das Prinzip der Rückgabe vor Entschädigung, nachdem allen Alteigentümern von Immobilienbesitz, der in den 40er Jahren enteignet worden war, ein Anspruch auf denselben zugestanden wurde (Staab 1998: 34f.). Da das Rückübertragungsrecht ebenso für kleinere Immobilien galt, waren hiervon auch Privatpersonen betroffen, auf deren Wohnhäuser oder Gartengrundstücke Alteigentümer ihre Ansprüche anmeldeten. Dass diese oft westdeutscher Herkunft waren, sorgte im deutsch-deutschen Verhältnis für zusätzlichen Zündstoff.

Die Schließung von Betrieben und die Auflösung ehemaliger Arbeitskollektive hatten negative Auswirkungen auf das soziale Leben zur Folge. In der DDR waren die Arbeitsbrigaden eine wichtige gesellschaftliche Institution gewesen. Die Betriebe hatten oft Kindergärten, Geschäfte und Arztpraxen auf ihrem Gelände unterhalten und Ferienreisen sowie gemeinschaftliche Freizeitaktivitäten für ihre Angestellten und deren Familien organisiert (Berdahl 2002: 477f.). Dichte und stabile soziale Netzwerke, die dadurch entstanden waren, brachen nun weg (Diewald 1995: 340). Die festen Kreise, in denen man sich bisher bewegt hatte, wurden ungekannten Belastungen ausgesetzt, und weite Teile der Bevölkerung empfanden eine Verschlechterung der zwischenmenschlichen Beziehungen (Staab 1998: 41).

Vom umfassenden Wandel war schließlich auch das alltagskulturelle Leben betroffen. Viele der während des sogenannten ‚Real-Sozialismus' entwickelten Regeln und Routinen des Alltagslebens verloren an Bedeutung, und die sozialen Rollen und Situationen änderten sich (Niedermüller 1995: 138ff.). Neue Konsummöglichkeiten, erweiterte Freizeitangebote, die Reisefreiheit und die veränderte Medienlandschaft ermöglichten neue Formen der Freizeitgestaltung und be-

---

3 Nach Misselwitz gelangten 85 Prozent der Betriebe in westdeutsche und 5 Prozent in ostdeutsche, der Rest in ausländische Hände (1996: 67). Laut Reinke de Buitrago wurden 94 Prozent der ostdeutschen Geschäfte und Firmen westdeutsches Eigentum (2003: 87).

einflussten die alltägliche Lebensführung nachhaltig (Staab 1998: 100f.). Durch Bau- und Renovierungsmaßnahmen, Modernisierung und die Übernahme der „westlichen Einheitskultur“[4] in Form von Werbung, Ladenketten und Ähnlichem, änderte sich die Umwelt, in der die Menschen lebten, deutlich (ebd.: 117). Straßen und Plätze wurden umbenannt, Denkmäler sowie frühere Losungen entfernt und die alten Symbole und Farben der Umgebung durch neue ersetzt (Fulbrook 1994: 213). Die gesamte soziale, kulturelle und institutionelle Umwelt unterlag somit einem Wandel. In diesem Zusammenhang wird auch von einer „Verwestlichung“ Ostdeutschlands gesprochen, die die Ostdeutschen „gewissermaßen zu Fremden im eigenen Haus“ werden ließ (Freis/Jopp 2001: 250).

Die Menschen in Ostdeutschland erlebten die Zeit nach der Wende auf unterschiedliche Weise. Während die neuen Freiheiten und Möglichkeiten für einen Teil der Ostdeutschen einen Zuwachs an Lebensqualität bedeuteten, empfanden sich andere als Verlierer der Einheit und sahen eine Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen (Müller 1995: 233f.). Vor allem die verschiedenen Auswirkungen auf das Arbeitsleben sorgten für Unterschiede. Manch einem eröffneten sich neue Arbeits- und Karrierechancen, andere erlebten Statusverluste oder blieben von ihrer bisherigen Berufstätigkeit ausgeschlossen (ebd.: 217). In der Folge kam es zu einer sozialen Ausdifferenzierung und zu Einkommensunterschieden in bisher nicht gekanntem Ausmaß (Wagner 1999: 160ff.). Diese Entwicklung wurde von vielen als ungerecht empfunden und führte zu Spaltungen innerhalb der Bevölkerung. Veränderungen, die von einer breiten Mehrheit empfunden wurden, waren der Anstieg des materiellen Lebensstandards und der Verlust der bisherigen sozialen Sicherheit (Diewald 1995: 346f.). Das Gefühl einer verschlechterten Lebensqualität steht dabei nicht in Widerspruch zu der Aussage, dass der persönliche Wohlstand gestiegen sei, da die materiellen Zuwächse den Verlust von Arbeit und gesellschaftlichem Status nicht automatisch ausgleichen (Misselwitz 1996: 89f.). Vielmehr werden die materiellen Gewinne gegen die verlorene Sicherheit aufgerechnet. Zudem orientieren sich die Menschen meist weniger an ihrem frühren Lebensstandard als an der materiellen Situation anderer Personen in ihrem Umfeld (Fritze 1997: 71; 120).

Der tiefgreifende Wandel führte vielerorts zu Verunsicherung und Angstgefühlen. Zu Zeiten der DDR hatten die Menschen sich in ein verlässliches soziales System eingebettet gesehen und eine hohe soziale Sicherheit erfahren. Mit Arbeitslosigkeit hatte man in diesem System

---

4 Im Original: „the western corporate culture“.